

Susanne Beer: **Die Banalität des Guten. Hilfeleistungen für jüdische Verfolgte 1941–194**

Berlin: Metropol 2018, 385 Seiten, s/w Abbildungen, kartoniert, EUR 24,00 (978-3-86331-396-8)

In den Jahren des Zweiten Weltkriegs entschlossen sich einige Zehntausend Deutsche dazu, jüdische Landleute durch Hilfeleistungen zu unterstützen, die sich den Deportationen nach Osten zu entziehen suchten. Susanne Beer fragt danach, wie sich diese Form des Widerstands herausgebildet hat, wie sie abgelaufen ist und wie sie sich – im Land der Täter – erklären lässt.

In ihrer Untersuchung nimmt Beer 52 hinreichend dokumentierte Lebensläufe in den Blick, deren Auswertung sie in einen weiteren Zusammenhang stellt, indem sie sozialwissenschaftliche Analysemethoden anwendet und eigene Ergebnisse mit denen vorausgegangener Studien abgleicht. Auf diese Weise werden verallgemeinernde Schlüsse möglich.

Der räumliche Schwerpunkt liegt auf Berlin, wo große Teile der jüdischen Bevölkerungsgruppe vor 1933 sozial gut integriert waren und zu Beginn der 1940er Jahre noch Zehntausende lebten. Und »als Zentrum des ›illegalen‹ jüdischen Lebens« (S. 115) verhiß die größte Stadt des Dritten Reichs für das Überleben in der Illegalität die besten Aussichten.

Bei den untergetauchten jüdischen Deutschen handelt es sich um etwa 7.000 Personen (S. 114). Nur einem Teil von ihnen gelang das Überleben, andere fielen der Gestapo in die Hände, wurden Opfer des Bombenkriegs oder nahmen sich das

Leben. Schätzungen sind bis heute mit zahlreichen Fragezeichen zu versehen, wobei sich Dunkelziffern schwer genauer bestimmen lassen. Möglicherweise überlebte ein Drittel bis die Hälfte der Untergetauchten (S. 184), und zwar dank des Beistands von nichtjüdischen Helferinnen und Helfern.

Die Verfasserin gibt zunächst einen vorzüglichen kritischen Überblick über den aktuellen Forschungsstand. Eine Hinführung zum Thema erfolgt im Kapitel Antisemitismus und Hilfe 1933 bis 1941. Im Hauptteil über Flucht und Hilfe 1941 bis 1945 kommen die Verschleppungen aus dem ursprünglichen Reichsgebiet, Suizide und Fluchtversuche sowie die Hilfe für untergetauchte Juden zur Sprache. Das Kapitel über den Alltag des Helfens beschreibt, wie Hilfe ausgeübt und die Zeit im Versteck gestaltet wurde. Im Folgenden geht es darum, welche Faktoren den Einsatz über Hilfeketten und -netzwerke erweiterten oder – aufgrund von Denunziationen und Enttarnungen – begrenzen konnten. Über das soziale Profil der Helfenden hat Beer herausgefunden, dass diese seinerzeit zumeist zwischen 40 und 50 Jahre alt waren. Sie entstammten einem Milieu, das vom Erleben des Ersten Weltkriegs geprägt war, als das Massensterben Anlass wurde, sich für Pazifismus, soziale Gerechtigkeit oder in kirchlich-humanistischen Zirkeln zu engagieren. Die Helferinnen und Helfer kamen überproportional häufig aus der bürgerlichen gebildeten Mittelschicht, gehörten zu den Selbstständigen und den Freien Berufen. Im Unterschied zum allgemeinen Widerstand unter dem NS-Regime, der von Männern dominiert wurde,

ging die Hilfe für jüdische Verfolgte vor allem von Frauen aus.

Weitere Faktoren für »Helferkarrieren« benennt Beer in den Vorerfahrungen der Helfenden und in »fruchtbaren Milieus«, wobei über das Judentum hinausgreifende familiäre Bindungen von großer Bedeutung waren und somit die damals als Mischlinge ersten und zweiten Grades Bezeichneten als Vermittler zwischen den rassistisch Verfolgten und der Mehrheitsgesellschaft wirkten. Partnerinnen und Partner aus (vom Regime privilegierten) Mischehen bildeten die Mehrheit unter den 15.000 bis 25.000 aus rassistischen Gründen Verfolgten, die das Ende des Dritten Reichs erlebten (S. 238).

Daneben spielten hier intellektuelle und politische Netzwerke sowie berufliche Kontakte eine Rolle. Wichtig waren auch die persönlichen »politischen Positionierungen« der Helferinnen und Helfer in der Abgrenzung zum Nationalsozialismus.

Zuletzt geht Beer auf die Jahre nach 1945 ein, als das Wirken der Helferinnen und Helfer zunächst in einem völlig neuen Licht erschien, denn gegenüber den Alliierten beriefen sich nun viele darauf, dass sie sich den antijüdischen Maßnahmen widersetzt hätten. Die wahren Helferinnen und Helfer mussten, selbst wenn sie selbst gelitten hatten, im Allgemeinen mühsame Anstrengungen unternehmen, um die Behördenvertreter zur Anerkennung ihrer Schäden zu bewegen.

Enge persönliche Kontakte zwischen Helferinnen und Helfer und ihren Schützlingen dauerten vielfach an, wenngleich die Zeit des Versteckens auch konfliktgeladen sein konnte. Dauernde Zerwürfnisse ließen sich kaum feststellen – am ehesten

dann, wenn die jüdischen Verfolgten seitens ihrer Unterstützer Gewalt erfahren hatten. Besonders zu geschützten Kindern entwickelten sich Bindungen, deren Ablösung die Gefühle der Beteiligten belastete. Allerdings kehrte nach der Befreiung rund die Hälfte der Überlebenden Deutschland den Rücken, um auszuwandern (S. 314).

Alle Helferinnen und Helfer waren über das Ziel der Judenverfolgung soweit informiert, dass sie ihr Handeln daraus rechtfertigen konnten – und bereit waren, Wagnisse einzugehen. Welches Strafmaß ihnen drohte, ließ sich ihrerseits schwer einschätzen, denn bei der Ahndung der Hilfe hatten die Angehörigen der Verfolgungsorgane weite Spielräume.

Der Titel nimmt Bezug auf Hannah Arendts Studie über Adolf Eichmann und geht in der gewendeten Form zurück auf Herta Zerna (1907-1988). Denn die Hilfeleistung ist nicht unter »Zivilcourage« zu fassen und resultierte zumeist »nicht aus einem heroischen Willensakt, sondern war das Ergebnis einer Mischung aus Zufällen, günstigen Gelegenheiten und kleinen Gesten, durch die sich die Helfer schrittweise auf neues Terrain begaben« (S. 330). So waren es recht banale Umstände, die den Prozess des Helfens, der sich weitgehend im Verborgenen abspielte, in Gang brachten. »Frühzeitige, niedrigschwellige Formen der Solidarität und die dadurch entstehende Vernetzung« mit Gleichgesinnten schufen die Voraussetzung dafür, dass einige sich bereitfanden, zur Rettung von Untergetauchten aktiv und unter großem persönlichem Risiko beizutragen (S. 336).

Dies überzeugend herausgearbeitet zu haben, ist das Verdienst der umsichtig

argumentierenden Verfasserin. Damit steht sie frühen Interpretationen der »Helferforschung« fern, der es einst um den Nachweis eines (vermeintlichen) altruistischen Persönlichkeitstypus ging. Zeitgenössische (Porträt-)Fotos, ein Quellen- und Literaturverzeichnis und ein Personenregister runden die gelungene Studie ab.

Klaus-Peter Friedrich, Marburg